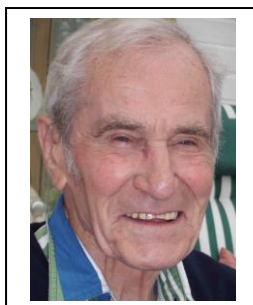


Unsere Zeitzeugen berichten

Walther von Pflugk, Jahrgang 1892 - Teil 1



Herr Tham-Joachim von Pflugk (siehe Bild), inzwischen verstorben, veranlasste seine Frau, mir Kopien der Aufzeichnungen seines Vaters auszuhändigen, damit ich sie in unserer Zeitschrift veröffentlichen kann. Die Erinnerungen von Tham-Joachim von Pflugk finden Sie in den Ausgaben Nr. 4, 5 und 6 unserer Zeitschrift aus dem Jahre 2013. In dieser Ausgabe geht es um die Erinnerungen seines Vaters.

Mai 1945: Ab 1 Uhr ist zwischen Deutschland und den Alliierten der Waffenstillstand vereinbart. Unsere Dienststelle wurde gerade aufgelöst. Mein General forderte mich auf, mich mit ihm in amerikanische Gefangenschaft zu begeben. Aber genau wie die meisten meiner Kameraden habe ich diesen Rat nicht befolgt. Es war kein Befehl, wir konnten uns selbst entscheiden. Wozu auch sollte ich mich den „Tommys“ ausliefern? Es trieb mich zu meiner Familie. Außerdem ging das Gerücht, dass die Russen in unseren Heimatkreis einrücken würden. Ich konnte doch meine Familie nicht schutzlos allein in einem Gebiet zurücklassen, das von den Russen besetzt war! Denn wenn etwas passiert und ich bin nicht dort, müsste ich mir zeitlebens Vorwürfe machen. Und was sollte mir der Russe schon antun? Ich hatte nichts Schlechtes getan. Ich war alter Weltkriegsoffizier, war aktiv und schied 1918 aus dem Heer aus. Am 01.01.1935 trat ich erneut in die deutsche Wehrmacht ein, wurde reaktiviert. Ich baute das Wehrmeldeamt Stollberg auf und führte es bis zum Frühjahr 1942 als Wehrmeldeamtsleiter. Anschließend war ich beim Wehrbezirkskommando Chemnitz und ab 01.01.1945 bis zum Zusammenbruch des Reiches beim Wehrbezirkskommando Zwickau tätig.

Ich war also in diesem Krieg nicht an der Front eingesetzt gewesen. Mein letzter Dienstgrad war Oberstleutnant. Mit Ausländern und Kriegsgefangenen hatte ich nie zu tun gehabt. Ich war nur nomineller Parteigenosse, denn meine Parteimitgliedschaft ruhte, da ich aktiver Offizier war. Ein Amt hatte ich bei der Partei nicht. Wir wohnten nach wie vor in Stollberg. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, dass wir, also ich selbst, meine Frau und unsere 5 Kinder, in Stollberg allgemein beliebt waren. Wovor sollte ich mich also fürchten? Mein Entschluss war gefasst. Ich zog Zivilkleidung an und fuhr per Rad aus dem kleinen erzgebirgischen Dorf Pöhla, wohin unsere Dienststelle zuletzt verlegt worden war, mit meinen wenigen Habseligkeiten im Rucksack zu meiner Familie.

Es war stockfinstere Nacht. Alle Straßen waren mit zurückflutenden Truppenmassen verstopft. Alle marschierten, fuhren, ritten in langen endlosen Zügen in die Gefangenschaft zum Amerikaner – ein trostloses, niederdrückendes Bild für einen alten Offizier. Unsere stolze deutsche Wehrmacht. Alles vorbei! Was nun?

Mühsam kämpfte ich mich durch die Kolonnen hindurch. Pöhla liegt etwa 25 km von Stollberg entfernt. Ich wurde immer und immer wieder aufgehalten. Endlich kann ich abzweigen und schüttelte das grauenhafte Empfinden der Bedrückung, das mich bedrängt und nicht loslassen will, gewaltsam von mir ab. Nichts denken, nur nach Hause zum Schutz meiner Lieben, nur heim. Es geht bergauf und bergab, der Weg dehnt sich, so sehr auch das Rad die Berge hinabraust. Endlich, 7 Uhr morgens, treffe ich in Stollberg ein und stelle fest, dass der Ort bereits von Amerikanern besetzt ist. Gott sei Dank, also doch keine Russen! Ich komme ohne Beanstandung durch den Ami hindurch und finde meine Familie bis auf meinen ältesten Sohn, von dem schon lange kein Lebenszeichen mehr vorliegt, wohlauf.

Ein Stein fällt mir vom Herzen. Stollberg war vor dem Einrücken der Amerikaner zwar von feindlicher Artillerie beschossen worden, aber unser Haus blieb verschont. In unserem Haus sind Amerikaner einquartiert. Sie wohnen im Erdgeschoss und im 1. Stock. Wir im 2. Stock merken kaum etwas von ihnen. Es wird die Waffenabgabe im Rathaus befohlen und desgleichen die Abgabe von Fotoapparaten. Ich gebe schweren Herzens meinen Revolver und mein schönes Jagdgewehr ab. Es hat keinen Zweck, mich und meine Familie unnötig zu gefährden.

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft im Mai 1945 zieht der Amerikaner plötzlich unvermutet ab. Stollberg gehört zum Gebiet der russischen Besatzungsmacht, wird uns vom abziehenden Amerikaner mitgeteilt. Mit gemischten Gefühlen bleiben wir zurück. Kurze Zeit sind wir Niemandsgebiet. Die Amerikaner gingen zunächst zurück bis in die Gegend von Zwickau, wie wir hörten. Bei uns zu Hause geht das Leben weiter. Ich bekomme kein Gehalt. Die Familie will leben! Das Leben ist teuer, die Lebensmittel rar. Ich habe das Glück, vom Landratsamt Gelegenheitsarbeit zu bekommen und bin durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Herrn Landrats einer Transportkolonne zugeteilt worden. Im Kreis befinden sich verschiedene Lager von Kleiderstoffen, Wäsche, Möbeln sowie ein Wehrmachtlager mit Kammer Sachen, Pelzmänteln usw., die man wegen Fliegergefahr im Krieg hierher gebracht hatte. Diese Lager sind in verschiedenen Orten des Bezirks verstreut Sie werden nun auf Veranlassung des Landratsamtes durch unsere Transportkolonne ausgeräumt, stadtweise auf verschiedene Läden verteilt und für die Bevölkerung zum Kauf freigegeben. Arbeit ist genug vorhanden. Sie fällt mir schwer, aber ich verdiene, und das ist die Hauptsache.

Anfang Juli 1945 zieht plötzlich der Russe in Stollberg ein, zunächst nur wenige Reiter und die Kommandantur. Vereinzelt hört man Klagen über Beschlagnahme von Pferden, Vieh, Gerät, Autos usw. Einige Häuser müssen sofort geräumt werden. Sie werden mit Möbeln für russisches Militär und die Kommandantur ausgestattet. Sonst aber lässt man uns in Ruhe. Unsere Transportkolonne arbeitet weiter, hat nur die Anweisung, die Ausräumung der Lager vor den Russen geheim zu halten. Man gefürchtet, dass sonst die gesamten Waren von der feindlichen Besatzungsmacht beschlagnahmt werden.

Da erhalte ich am 19.07.1945 früh bei Arbeitsantritt in meiner Kolonne durch einen Boten des Landratsamtes Stollberg ein Schreiben folgenden Inhalts: „ Sie haben sich am 19.07.1945 um 18:00 Uhr zum Zwecke einer kurzen Vernehmung im Zimmer 4 des Landratsamtes auf Anweisung des russischen Kommandanten einzufinden.“

Das Schreiben erscheint mir eigenartig. Trotzdem bleibe ich bei der Arbeit. Zu Mittag bin ich wieder daheim und bin froh, dass ich Ruhe habe, denn der Vormittag war anstrengend. Wir sitzen an unserem Mittagstisch bei dem nicht gerade üppigen Mahl, denn wir bekommen fast nichts auf unsere Lebensmittelkarten. Brot ist nirgends zu bekommen, kein Mehl, keine Nahrungsmittel, kein Fleisch, kein Fett. Wir können von Glück sagen, dass wir wenigstens noch, wenn auch nicht viel, Kartoffeln und Gemüse aus dem Garten haben.

Mit Sorge betrachte ich meine Familie: die jüngste ist 5, die vorletzte 7, ein Junge 15 und meine älteste Tochter 211 Jahre alt. Alle sehen noch gesund und munter aus. Nur meine Frau und meine Schwiegermutter sind körperlich schwer angeschlagen. Kein Wunder, denn was nützen Marken, was nützt Geld, wenn man zu normalen Preisen nichts bekommt, und zum Schwarzkaufen fehlen Tauschgegenstände. Wucherpreise können wir nicht bezahlen. In erster Linie werden die Kinder und der Mann versorgt. Wohin soll das führen? Nach dem Mittagessen zeige ich das Schreiben der Kreispolizeibehörde meiner Frau: „Walther“, sagt sie leise, „ich habe

solche Angst um dich!“ „Warum?“, frage ich zuversichtlich, „ich bin ins Landratsamt und zur russischen Kommandantur bestellt, das wird schon nicht weiter schlimm werden.“

Bis 17:00 Uhr bin ich nochmals dienstlich bei meiner Arbeitskolonne, dann ein kurzer Sprung nach Haus, ein flüchtiger Abschiedsgruß, und fort war ich. Punkt 18 Uhr treffe ich im Landratsamt ein. Etwa zur selben Zeit melden sich mit mir neun Kameraden aus verschiedenen Berufszweigen und Bevölkerungsschichten: Angestellte, mittlere und höhere Beamte, Polizeibeamte, Kaufleute und Arbeiter. Zum größten Teil kennen wir uns. Auf Anweisung warten wir auf einen russischen Offizier, der angeblich zur Vernehmung ins Landratsamt kommen soll – Vernehmungsgrund und Zweck sind unbekannt. Um 19 Uhr bringt uns ein Polizeibeamter in eine leer stehende Fabrik. Niemand erhält die Erlaubnis, die Angehörigen zu verständigen, obwohl sie zum Teil nur wenige Schritte entfernt wohnen. Am Bestimmungsort empfängt uns bis an die Zähne bewaffnetes Militär. Wir werden mit viel Geschrei in ein leeres immer gestopft und eingeschlossen. Von hier holt man uns zu zweit in einen Nebenraum. Vor uns stehen vier mit Maschinenpistolen bewaffnete, will aussehende Russen.

Wir sind in den Händen der GPU (Anmerkung: Geheimpolizei der Sowjetunion).
Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann